

Monia Ben Larbi

Einfach Arbeiten

ein narratives Sachbuch zu Arbeiten mit chronischer
Erkrankung und selbstorganisiertem Arbeiten

KAPITEL 1:

**„WIR HABEN GUTE NEUIGKEITEN FÜR
SIE. WIR SIND UNS EINIG, DASS WIR IN
IHREM FALL EINDEUTIG EINE
VERRENTUNG EMPFEHLEN.“**

Ich saß im Flur vor einem Raum – neben mir drei andere sehr aufgeregte Patient:innen. Wir warteten auf das große Gespräch und hatten offenbar alle zur selben Zeit einen Termin. Für mich war es das erste Treffen dieser Art. Doch die Aufregung der schon erprobten Menschen neben mir war enorm ansteckend. Ich spürte, wie es unter meiner Haut zu kribbeln begann. Ich wusste, dass ich zu schnell reden und zu viel lachen würde und abends im Bett mich wieder einmal mit meiner Scham konfrontieren müssen würde. So war die Wahrscheinlichkeit wirklich sehr gering, dass ich diesen ruhigen, aufgeräumten, leicht erhabenen Eindruck machen würde, den ich vor meinem inneren Auge schon so klar hatte. Ich hatte mich auf dieses Gespräch wirklich gefreut. Ich war jetzt seit fünf Wochen in der Reha-Klinik und hatte bewusst die Psychosomatik und nicht die Neurologie gewählt, weil ich die Zusammenarbeit zwischen Psycholog:innen und Ärzt:innen rundum überzeugend fand.

Dies war nun endlich der Tag, an dem wir, in meiner Vorstellung, alle gemeinsam aus vielen Perspektiven auf mich blicken und gemeinsam überlegen würden, was jetzt wohl die besten nächsten Schritte sein könnten. Doch die erfahrenen Patient:innen neben mir sprachen im Rechtsjargon: Sie erwarteten ein Tribunal, ein Urteil von einem Gericht, das über ihre Zukunft entscheiden würde. Hier wurden die Entscheidungen über Leben und Tod oder doch wenigstens über die Rückkehr in ein Leben, das sich anfühlt wie Sterben, getroffen. Mir schwammen sofort die Felle weg. Ich war auf Denkpartner:innen vorbereitet, nicht auf ein Gericht.

„Das wird doch nie was!“, schoss es mir durch den Kopf.

Menschen, die mich kaum kennen, finden mich immer äußerst sonderbar. Ich bin nicht gut in ersten Eindrücken – auf jeden Fall nicht in ersten durchschnittlich geistig gesunden Eindrücken. Als ich nun die Reaktionen meines Körpers spürte, wusste ich, dass ich dem nicht gewachsen war... mal wieder nicht. Wieder würde ich nicht Zen genug sein, um nicht die gesamte Maschinerie der Diagnostik anzuwerfen. Wieder einmal würde ich diesen geheimnisvollen Test nicht bestehen, der die Pforte zur Augenhöhe öffnet. Ein Teil von mir blieb jedoch – wie immer – cool und zuversichtlich. Nur weil diese Menschen es als Tribunal empfanden, musste das ja nicht stimmen. Ich habe oft eine andere Wahrnehmung auf Systeme. Vielleicht können oder wollen andere Patient:innen nicht selbst die Verantwortung übernehmen und die Therapeut:innen und Ärzt:innen können gar nicht anders, als dann Entscheidungen für sie zu treffen. Ich freute mich seit Wochen auf dieses Treffen, auf die Beratung aus vielen Perspektiven, auf den Moment des gemeinsamen Forschens und Denkens. Zwar übertrugen sich immer die Gefühle aller Anwesenden auf mich, doch da konnte ich mich ja vielleicht hindurch atmen.

Als ich an der Reihe war, zitterte ich trotz bewusstem Atem leicht. Ich betrat ein winziges Zimmer, in dem fünf Menschen saßen, von denen ich drei noch nie gesehen hatte und ich einen nur aus einem Vortrag in der Einführungswoche kannte. Sie alle

saßen im Halbkreis auf Sofas und Sesseln. Quer vor ihnen stand ein Holzstuhl: für mich. Während sie scheinbar bequem gemeinsam im Wohnzimmer saßen – Kaffee und Wasser vor sich – fühlte ich mich winzig, obwohl ich theoretisch über ihnen thronte. Meine Therapeutin, die sonst reizend und herzlich war, übernahm sehr professionell und kühl die Moderation. Nichts deutete darauf hin, dass wir uns gut kannten und seit fünf Wochen intensiv zusammenarbeiteten. Sie gab den Anwesenden einen Überblick über ihre Diagnosen und ihre Einschätzung. Sie diskutierten ein wenig darüber, ob sie denn lieber die eine oder andere Diagnose in die Akte aufnehmen sollten. Von beiden Möglichkeiten hatte ich noch nie etwas gehört. Schließlich fragte mich der Mann, in dessen Richtung alle sprachen – in meiner Fantasie der Chefarzt – in perfekt artikulierten Worten nach meiner eigenen Einschätzung. Es war klar, dass sie eine Antwort in Sekunden und nicht Minuten erwarteten.

„Das kann ich noch nicht“, wollte ich sagen. „Ich habe noch keine fertigen Worte. Die wollte ich mit Ihnen gemeinsam suchen.“

Mein Mund brabbelte allerdings etwas ganz anderes und versuchte, der Situation zu gehorchen. Ich schien seine Meinung bestätigt zu haben. Danach durfte ich wieder gehen. Aus irgendwelchen Gründen bedankte ich mich noch und lächelte freundlich zum Abschied – ein Lächeln, das jedoch niemand erwiderte.

Vor der Tür saßen schon wieder neue Patient:innen und warteten und ich verließ schnell das Gebäude, bevor ich sie mit meiner Übererregung anstecken konnte. Schon auf dem Weg in mein Zimmer spürte ich den Anfall in mir hochsteigen. Ich schaffte es noch bis zum Klo und übergab mich so lange, bis ich auf dem Badezimmerboden einschlief. Später saß ich dann bibbernd mit dem Rücken an den knallheißen Heizkörper gelehnt und wartete, bis die Zuckungen meiner Muskeln wieder abebbten. Wie gut, dass ich mich hier so heimisch fühlte und einen eigenen Ort hatte, an dem mir das nicht peinlich sein musste.

Tatsächlich mochte ich die Reha. Meine Therapeutin war – wenn nicht gerade gefangen in einer professionellen Rolle – herzlich, mitfühlend, streng und ehrlich. Außerdem war sie hübsch, was aus irgendwelchen Gründen guttat. Sie hatte sehr schnell verstanden, was ich konnte und was nicht. Ich hatte sehr wenige Termine und nur solche, die wenig Kommunikation erforderten. Ich ging still in der Gruppe im Wald spazieren und guckte mir Blätter und Pilze an. Das Klinikgelände war riesig und im Spätherbst wunderschön. Ich malte und bastelte, nahm aber nur selten an den Auswertungen in der Gruppe teil. Zweimal in der Woche hatte ich einen Termin bei meiner Therapeutin und zweimal ging ich zu einer reizenden Physiotherapeutin, die mir tolle Dinge beibrachte, die wirklich ein wenig halfen. Ich tanzte. Das wirkliche Geschenk für mich war, dass ich dreimal am Tag ernährt wurde. Die Menschen an meinem Tisch waren meistens nett und die Essenszeiten waren genau das Maß an Kommunikation, das ich vertragen konnte, ohne Anfälle zu kriegen. So war ich nicht einsam, aber gerne allein. An den Wochenenden war meine Tochter Chloë bei mir und wir gingen schwimmen oder in die Stadt. Meine Abende verbrachte ich in der offenen Werkstatt und malte, töpferte, gestaltete und modellierte mich durch verschiedenste Techniken hindurch. Die Anerkennung, die ich für meinen einmaligen Umgang mit den Materialien erhielt, tat gut. Ich fühlte mich insgesamt gut aufgeräumt. Nur Ärzt:innen hatte ich – bis auf die Eingangsuntersuchung – noch keine getroffen. Aber die Wahrheit war, dass ich mich mit Therapeut:innen eh wohler fühlte, denn sie hatten Zeit, mich kennenzulernen. Ich verbrachte viel Zeit damit, darüber nachzudenken, was ich konnte und was nicht. Zudem versuchte ich Worte für meine Symptome zu finden, damit andere Menschen einen Zugang finden und mit mir denken könnten. Alles war gut. Sogar für meine Anfälle, die noch keinen Namen hatten, hatte ich einen sicheren Raum.

Am nächsten Tag erfuhr ich dann von meiner Therapeutin, was die Runde nach meinem Weggang ohne mich beschlossen hatte. Sie war stolz. Sie hatte dafür gekämpft, dass ich eine

Somatisierungsstörung und keine Konversionsstörung hatte, was offenbar hieß, dass meine Symptome echt und nicht erfunden oder übertrieben seien. Trotz starker Widerstände der Ärzt:innen hatte sie sich nicht beirren lassen und darauf bestanden, dass sie mich als Einzige wirklich kennen würde. Ich merkte, dass das, was sie für mich getan hatte, sehr anerkennenswert war. Ich hatte keine Ahnung, was ich jetzt davon haben sollte, sagte aber brav Danke. Sie meinten zudem, dass ich eine histrionische Persönlichkeitsstörung habe, was aber aus ihrer Sicht ganz normal sei, da ich ja tunesische Anteile habe.

„Die Deutschen reagieren auf traumatische Ereignisse in der Regel mit Angststörungen, die Südländer eher hysterisch“, erklärte sie.

Nun kam die eigentlich gute Neuigkeit. Sie strahlte förmlich. Sie hatte sich durchgesetzt. Die anderen hatten ihr geglaubt, dass es mir wirklich so schlecht ging: Sie waren sich alle einig, dass ich auf keinen Fall arbeitsfähig, ja nicht einmal kontaktfähig war.

„Wir haben gute Neuigkeiten für Sie. Wir sind uns einig, dass wir in Ihrem Fall eindeutig eine Verrentung empfehlen.“

Jackpot. Ich hatte den heiligen Gral der Reha geschenkt bekommen. Doch ich konnte sie jetzt leider nur enttäuschen.

Ich lächelte vorsichtig: „Das ist sehr lieb von Ihnen und ich schätze Ihr Engagement sehr, aber ich werde auf gar keinen Fall mit Anfang Dreißig in Rente gehen. Aber danke nochmals.“

Sie versuchte noch eine Weile, mich zu überzeugen, den ganzen Prozess mit dem Sozialdienst loszutreten. Denn so einfach, wie direkt von der Reha aus würde es nie wieder werden; ich könne ja immer noch nein sagen; ich solle es mir bitte sehr gut überlegen. Natürlich dachte ich brav darüber nach. Ich fühlte auch einmal kurz in mich hinein, doch nicht eine einzige kleine Faser von mir wollte diese Rente haben. Hätte ich vorher schon verstanden, dass im Wesentlichen die kompletten sechs Wochen nur auf diese Entscheidung abzielten, hätte ich ihnen das auch von Anfang an sagen und ihnen viel Arbeit ersparen können. Doch ich hatte keine Ahnung. Ich dachte, es ginge um die Frage, wie ich wieder arbeiten würde, nicht ob. Ich dachte, es

ginge darum, dass Menschen mit verschiedenen Expertisen mit mir gemeinsam eine Lösung suchen würden, die genau zu mir passte. Ich wusste nicht, dass ich gegen das System abgeprüft wurde.

So verließ ich die Reha mit ein paar Ergänzungen für meine lange Liste an möglichen Diagnosen, einem großen Sack selbstgebastelter Weihnachtsgeschenke, Dankbarkeit für die vielen regelmäßigen Mahlzeiten und genauso wenig Ahnung, wie es weitergehen sollte, wie vorher.

KAPITEL 2:

„SIE SIND VIEL ZU GUT FÜR HARTZ IV.“

Mein Therapeut zu Hause blickte mir schmunzelnd entgegen. Sein ganzer Körper sagte: „Ich habe es Ihnen doch gesagt.“ Laut fragte er jedoch nur amüsiert, wie es denn so gewesen wäre. Er hatte es für keine gute Idee gehalten, dass ich zur Reha gefahren war. Seit einem halben Jahr lag ich zweimal in der Woche auf seinem Kanapee und er fand, dass wir jetzt endlich richtig angefangen hatten, als ich für ein paar Wochen ohne einen für ihn sichtbaren Mehrwert seine Therapie unterbrach. Doch obwohl er damals mit mir geschimpft hatte – denn so empfand ich es immer, wenn er etwas nicht gut fand – hatte ich mich trotzdem dafür entschieden. Wie immer, wenn ich einmal klar war, war er sehr unterstützend und versprach mir, nicht eifersüchtig auf die Therapeut:innen vor Ort zu sein. Nach all den Monaten hatte ich noch immer keine Ahnung, wann er etwas ernst oder lustig meinte. Diese ganze Logik der Analyse entzog sich mir vollkommen, was mir unendlich guttat. Ich konnte nicht wissen, was die „richtige“ Antwort war und sie so auch nicht geben. Also konnte ich genauso gut ehrlich sein. Ich

war inzwischen bei diesem alten Mann angekommen, der immer eine Zigarre rauchte und niemals in Rente gehen würde. In unserer Kleinstadt war er eine Sagenfigur. Jede:r kannte ihn oder jemanden, der bei ihm in Behandlung gewesen war. Viele Anekdoten ragten um seine unkonventionellen Methoden, wie er beispielsweise aus dem Schrank sprang, um seine Patienten zu erschrecken. In der Realität hielt er sich zwar an keine Regeln, war aber weit weniger effekthaschend in seiner Herangehensweise. Er besaß nicht einmal einen Schrank. Er saß einfach hinter seinem Schreibtisch oder auf einem Stuhl neben dem Kanapee, schrieb oder auch nicht und hörte zu. Manchmal fing er selbst an zu erzählen und sprach von Mythen, an die ich ihn erinnerte. Manchmal schlief er auch ein und ich lag mucksmäuschenstill auf meiner Liege und wartete darauf, dass er wieder aufwachte. In diesen Zeiten sortierte ich meine Gedanken sehr sorgfältig, denn ich wollte ihm ja alle Vorgänge in mir genau erklären, wenn er wieder wach war. Er selbst nannte das nicht schlafen, sondern „mit dem Unterbewusstsein zuhören“. Doch egal was er tat, er war immer wahnsinnig liebevoll mit der kleinen Mila. Er stand immer auf Seiten der Mila, die ich einmal gewesen war und gab mir so ganz untheoretisch Zugang zu einer wahren Liebe zu meinem früheren Ich.

Bei meinem ersten Termin nach der Reha legte ich mich also auf meinen geliebten Platz, machte die Augen zu und fühlte tief in meinen Körper, um herauszufinden, wie es mir wirklich ging. Zunächst war ich unendlich dankbar, wieder hier zu sein. Sogar der alles überdeckende Zigarrengeruch machte mich glücklich. Ich fühlte große Dankbarkeit, die Augen schließen zu können, bei mir sein zu dürfen und mich nicht mit Diagnosen oder Bewertungen rumschlagen zu müssen.

„Das mit der Reha hat mir dann wohl doch nichts gebracht“, sagte ich schließlich.

Trotz geschlossener Augen konnte ich sein Lächeln wahrnehmen. Dann sprachen wir nie wieder darüber und arbeiteten weiter.

Das Thema Arbeit trieb mich immer mehr an. Im letzten halben Jahr hatten wir hauptsächlich über meine Krankheit, meinen Alltag und meine Kindheit gesprochen. Das aktive Ablehnen einer Rente hatte jedoch das Thema ins Zentrum gerückt: Was denn dann? Was könnte ich denn in diesem Zustand leisten?

„Sie sind auch viel zu intelligent und kreativ für Hartz IV“, sagte mein Therapeut und mir schossen sofort die Tränen in die Augen.

Was dachte er denn? Dass das mein Leben war? Dass es für mich kein Alptraum war, dass ich nun so krank war, dass ich den Staat brauchte? Und dann wurde mir abrupt klar: Er dachte, dass das auch schon mein Leben vor der Krankheit gewesen war. Er dachte, dass ich eine von den vielen reizenden Menschen im Oderbruch war, die mal einen Traum vom autarken Leben gehabt hatten und dann für ihre scheinbare Freiheit einen sehr hohen Preis zahlten. Die meisten erhielten Hartz IV und hatten ihren Anspruch auf Selbstversorgertum schon lange aufgegeben. Die Gemeinschaften waren zerbrochen. Und er dachte, ich wäre eine von ihnen. Er kannte mein arbeitendes Ich noch gar nicht.

Während den nächsten Sitzungen erzählte ich viel. Ich erzählte davon, wie ich mit sechsundzwanzig Jahren eine Organisation mit einhundertfünfsiebzig ehrenamtlichen Mediator:innen aufbaute und leitete. Ich erzählte, wie ich mit selbstorganisierten Arbeitsformen experimentierte. Ich erzählte, wie ich eine Reform mit hunderten von Menschen moderierte, an der ich aus Übermut fast zerbrochen wäre. Ich erzählte von meinen Lieblingsmomenten, in denen ich dabei sein durfte, wenn Menschen zum ersten Mal verstanden, dass es Lösungen gab – für fast alles. Ich erzählte von meiner Prozessexpertise: Dass ich inzwischen so tief in Prozesslogik angekommen war, dass ich zu eigentlich allem auf Anhieb Methoden entwickeln konnte. Ich erzählte davon, dass ich Meisterin der Kommunikation war. Schon als Kind war ich inspiriert von der Figur der Momo, von der ich immer dachte, dass ich die Vorlage für sie gewesen war – so sehr erkannte ich mich in ihr wieder,

sogar optisch. Ich spazierte durch die thematischen Tiefen des letzten Studiengangs, den ich entwickelt hatte und an dessen Aufbau ich immer noch mitwirkte, so gut ich eben konnte.

Als ich endlich aufhörte zu erzählen, hatte ich uns beide überzeugt: Arbeiten war mir nicht nur enorm wichtig, ich war darin auch richtig gut. Doch ich, die immer an Lösungen glaubte, war komplett ratlos: Nichts von meiner ehemaligen Arbeit konnte ich umsetzen, solange mein Körper derart heftig reagierte und meine Zeit außerhalb des Bettes ein paar Stunden nicht überschreiten konnte. Musste ich wirklich etwas komplett Neues lernen?

KAPITEL 3:

„AM BESTEN ARBEITEN SIE DANN IN DER WERBUNG.“

In Deutschland wird man unglaublich verwöhnt. Ich hatte nicht nur einen Therapeuten und eine Reha-Infrastruktur, sondern auch einen zuständigen Berater bei der Rentenversicherung. Er war ein junger, sensibler, mitfühlender Mensch, der sich wirklich die größte Mühe gab, zu verstehen. Seine Existenz empfand ich als Luxus: Ein Mensch, dessen Bestreben es war, dass ich wieder arbeitsfähig wurde. Wir hatten dasselbe Ziel. Er verstand nicht ganz, warum ich die Rente abgelehnt hatte, fand es aber irgendwie gut. Gemeinsam überlegten wir also, was die nächsten Schritte sein könnten. Obwohl er sich alle Mühe gab, eine entspannte Atmosphäre zu schaffen, saß ich immer etwas beschämt in seinem Büro. Ich hatte nicht wirklich das Gefühl, Anspruch auf dieses Verwöhnprogramm zu haben. Ich war selbstständig und hatte nie in die Rentenkasse eingezahlt. Zwar konnte ich von ihr keine finanziellen Zuwendungen erhalten, sie war aber doch irgendwie zuständig, hatte meine Krankenkasse beschlossen. Das war mir unangenehm. Gerade weil meine Krankenkasse

enorm viel Geld von mir erhielt, hielt ich es für unangemessen. Ich wurde in meinem Stuhl vor diesem Schreibtisch nie das Gefühl los, eine Schmarotzerin zu sein.

Er dachte so gar nicht. Er verstand, dass es mir ein großes Anliegen war, herauszufinden, was ich konnte und was nicht. Meine innere Prozessdesignerin hatte ihre Arbeit aufgenommen. Ich stellte mir vor, dass ich, wenn ich meine Grenzen und Fähigkeiten klar definieren konnte, ein Auswahlraster von Möglichkeiten haben würde. Im Moment war das alles noch zu diffus. Ich hatte in meinen Symptomen bisher nur wenige Muster erkannt und noch immer keine Sprache gefunden. Ich brauchte einen Rahmen, in dem ich hier Klarheiten erhalten konnte und wünschte mir so sehr so etwas wie eine vorgefertigte Checkliste oder ähnliche Instrumente. Als er das Wort „Feststellungsmaßnahme“ sagte, verliebte ich mich sofort. Genau das brauchte ich: eine Möglichkeit, festzustellen und ein paar verlässliche Pfähle in den Boden zu bringen, die das Feld markieren. Er war sichtlich erfreut, dass ich mich so freute. Zum ersten Mal hatte ich nicht mehr das Gefühl, eine Schmarotzerin zu sein, sondern konnte das Geschenk dankend annehmen.

Die Feststellungsmaßnahme zog sich über mehrere Wochen und war zu meiner Überraschung als volle Fünf-Tage-Woche angelegt. Natürlich war das viel zu viel für mich. Ich konnte ja noch nicht einmal wieder selbst Auto fahren. Aber ich war hoch motiviert und hatte großes Vertrauen, dass sie den Tagesablauf so gestalten würden, dass es für kranke Menschen passend sein würde. Mein mich ewig unterstützender Mann war außerdem bereit, mich täglich dort hinzufahren und abzuholen.

Erstaunlicherweise befand sich besagte Maßnahme in einer Blechbarracke, die aus drei Zimmern bestand: einem Büro, einem kleinen Seminarraum und einem Computerkabinett. Wir waren drei Teilnehmende und wurden von zwei Personen betreut: einer Sozialpädagogin, die uns unterrichtete und einer Therapeutin. Ich war berührt von diesem Betreuungsschlüssel. Sie würden mich so gut kennenlernen und so viel Zeit haben, mit mir zu forschen und „festzustellen“. Die beiden anderen waren

weniger begeistert als ich. Er war LKW-Fahrer und sollte nun aufgrund von Rückenschmerzen irgendetwas anderes machen. Sie war Kosmetikerin und in derselben Situation. Ich gewann sie beide sofort lieb, obwohl er lautstark davon genervt war, dass er in diese Maßnahme gezwungen wurde. Sie waren so gerne LKW-Fahrer und Kosmetikerin. Ich mag Menschen, die ihre Berufung leben. Ich war sehr froh, dass sie nun in einer Situation waren, in der man mit ihnen herausarbeiten konnte, was genau sie daran so liebten. So konnten sie vielleicht einen neuen Beruf finden, der genauso gut zu ihnen passte. Sicher gab es viele Berufe, in denen sie ihre Expertise einfließen lassen könnten. Ich war sehr gespannt auf die Methoden, mit denen wir zusammenarbeiten würden.

Im Verlauf der nächsten Wochen lernten wir dann Groß- und Kleinschreibung, machten ein wenig einfache Mathematik und lernten die Grundlagen von Excel. Da ich etwa zehnmal so schnell war wie die beiden anderen, verbrachte ich viel Zeit auf dem Boden im hinteren Teil des Seminarraumes. Ich hatte mir mein komplettes Bettzeug mitgebracht, um den Tag zu überleben. Die Therapeutin sah wir so gut wie nie. Wir hatten erst einmal nur einfachen Unterricht. Ich konnte die Methodik noch nicht ganz erkennen, ging aber davon aus, dass dies eine Beobachtungsanordnung war. So konnten sie uns im Umgang mit einfachen Aufgaben und miteinander beobachten und sich ein erstes Bild machen.

Für meine Familie war diese Zeit ein Alptraum. Ich kam abends komplett erschöpft nach Hause – ein einziger Haufen absurdester Symptome. Ich zitterte vor Kälte, einzelne Muskeln fielen aus, während andere krampften. Ich verbrachte viel Zeit kauern vor dem Klo. Meine Geräuschempfindlichkeit war höher denn je. Es reichte schon, dass die Kinder durchs Haus rannten und ich lag schreiend vor Schmerzen auf dem Boden und konnte nicht mehr aufhören zu weinen. Mein Mann verstand nicht, warum ich die Maßnahme machte.

„Du verausgabst Dich komplett damit, dass Du in einem hässlichen Raum Aufgaben aus der zweiten Klasse löst. Wozu

FESTSTELLUNGSMAßNAHMEN

Feststellungsmaßnahmen (FSM) bzw. "Berufsfindung & Arbeits-erprobung" werden von verschiedenen freien Unternehmen angeboten, die von den „Leistungsträgern“, üblicherweise der Rentenversicherung, beauftragt werden.

Sie beschreiben in ihrem Angebot eine Vielzahl an möglichen Vorgehensweisen. Unter psychologische und berufspädagogische Testungen fallen beispielsweise die Erfassung von fachbezogenen wie persönlichen Kompetenzen, der Konzentrationsfähigkeit, persönlichen Interessen sowie der Eignung für weitere Maßnahmen.

Hierzu beschreiben die Anbieter:innen Methoden wie

- die Analyse von Dokumenten;
- Gespräche zu Biografie und Selbstbild sowie Blockaden und Ressourcen;
- verschiedene standardisierte Tests wie Intelligenz, Interessen o.ä.;
- Sozialübungen in der Gruppe;
- und individualisierte Möglichkeiten, sich in berufsbezogenen Settings auszuprobieren.

Das Produkt, das sie verkaufen, ist eine ausführliche Stellungnahme für den Leistungsträger.

das Ganze?“ fragte er.

Trotzdem brachte er mich liebevoll morgens hin und holte mich auch wieder ab, obwohl er oftmals derjenige war, an dem sich meine Überforderung entlud. Die fünf Tage schaffte ich in all den Wochen nicht. Doch vier Tage war ich meistens verlässlich da, fest entschlossen, alles mitzumachen, damit sie genug Material für ihre „Feststellung“ hatten.

In der letzten Woche erhielten wir dann ein Abschlussprojekt in der Gruppe. Wir sollten gemeinsam aus einem leeren Türrahmen ein Regal bauen und anschließen eine Abschlusspräsentation über den Prozess und das Ergebnis halten. An diesen Tagen ging ich gerne hin. Der LKW-Fahrer war handwerklich sehr geschickt und wir bauten ein wunderschönes, bemaltes, symbolbeladenes Regal. Wir standen stolz wie Oskar davor als ich die Abschlusspräsentation hielt, die wir gemeinsam entwickelt hatten. Die beiden Damen waren nur mäßig begeistert und bemängelten, dass ja nur ich gesprochen hätte. Alles Leben verschwand wieder aus dem frustrierten LKW-Fahrer.

Der letzte Tag schließlich war der Tag der Verkündung. Eigentlich hatte ich ja erwartet, dass ich selbst an meiner eigenen Feststellung aktiv mitarbeiten würde. Ich hatte mir Forschungsgespräche vorgestellt, die nie stattgefunden hatten. Umso gespannter war ich jetzt auf das, was sie im Laufe der Wochen so festgestellt hatten. Ich würde endlich ein ganz individuelles Feedback erhalten. Ich war in so freudiger Erwartung, dass ich in der Nacht vorher kaum schlafen konnte. Welche Kategorien hatten sie wohl zugrunde gelegt? Sie hatten sehr verdeckt gearbeitet. Obwohl ich mich mit Prozessen gut auskannte, war es mir nicht gelungen, Muster in dem zu finden, was sie mit uns machten.

Als wir ankamen, fragten sie uns freundlich, ob wir unsere Ergebnisse lieber einzeln oder gemeinsam erhalten wollten. Wir wollten auf jeden Fall zusammenbleiben. Wir hatten inzwischen ein großes Interesse an der Zukunft der anderen und waren auf deren Ergebnisse fast genauso gespannt wie auf die eigenen. Wir

hatten in den letzten Wochen viel übereinander gelernt – über das, was uns glücklich machte, was wir gut konnten und nicht konnten oder darüber, wie wir im Team arbeiteten. Auch wenn dies nie offiziell reflektiert wurde, sprachen wir ja in den Pausen oder während der Wartezeiten auf die nächste Aufgabe über diese Dinge. Der LKW-Fahrer war als erster dran. Ich war ganz sicher, dass er in der Fischerei landen würde, vielleicht auch im Forstamt. Er strahlte dann, wenn er entweder von seinen Fahrten oder von Aktivitäten in der Natur sprach. Er war leidenschaftlicher Angler und organisierte Fahrten seines Angelvereins auf hoher See in viele Länder. Ich war auch gespannt, ob sie ihn auf seine mangelnde Teamfähigkeit ansprechen würden. Doch es ging ganz schnell.

„Wir haben in Ihr Gutachten geschrieben, dass Sie Hausmeister werden sollen.“ Fertig.

Er wurde blass. Dann fing er sofort an zu schimpfen.

„Ich bin doch keine Putzfrau. Sie können mich nicht zwingen, den Dreck anderer Leute wegzumachen“, zeterte er.

Die beiden Frauen sahen sich an. Sie hatten erwartet, dass dieser schwierige Teilnehmer sich danebenbenehmen würde und sich auch eine Strategie zurechtgelegt. Sie blieben unerbittlich.

„Das ist unsere Empfehlung an die Rentenversicherung und Sie können sich ja überlegen, ob Sie weiterhin deren Unterstützung in Anspruch nehmen möchten oder nicht.“

Ich fing beinahe an zu weinen. Er hatte so viele Stärken. Warum spielte das keine Rolle? Warum musste er nun unglücklich werden, verdammt dazu, einen Job zu machen, den er jetzt schon hasste? Wieder fiel mir die Reha ein. War auch dieses ein weiteres System, das gar nicht uns diente, sondern unserer Kategorisierung? Ging es gar nicht darum, festzustellen, was wir konnten, sondern darum, festzustellen, welcher Ziffer wir am besten zugeordnet werden könnten? Während ich meinen eigenen Gedanken nachhing, bemerkte ich, wie neben mir die Kosmetikerin große Mühe hatte, ihre Tränen zurückzuhalten. Ich hatte nicht genau zugehört, doch es war

hatten in den letzten Wochen viel übereinander gelernt – über das, was uns glücklich machte, was wir gut konnten und nicht konnten oder darüber, wie wir im Team arbeiteten. Auch wenn dies nie offiziell reflektiert wurde, sprachen wir ja in den Pausen oder während der Wartezeiten auf die nächste Aufgabe über diese Dinge. Der LKW-Fahrer war als erster dran. Ich war ganz sicher, dass er in der Fischerei landen würde, vielleicht auch im Forstamt. Er strahlte dann, wenn er entweder von seinen Fahrten oder von Aktivitäten in der Natur sprach. Er war leidenschaftlicher Angler und organisierte Fahrten seines Angelvereins auf hoher See in viele Länder. Ich war auch gespannt, ob sie ihn auf seine mangelnde Teamfähigkeit ansprechen würden. Doch es ging ganz schnell.

„Wir haben in Ihr Gutachten geschrieben, dass Sie Hausmeister werden sollen.“ Fertig.

Er wurde blass. Dann fing er sofort an zu schimpfen.

„Ich bin doch keine Putzfrau. Sie können mich nicht zwingen, den Dreck anderer Leute wegzumachen“, zeterte er.

Die beiden Frauen sahen sich an. Sie hatten erwartet, dass dieser schwierige Teilnehmer sich danebenbenehmen würde und sich auch eine Strategie zurechtgelegt. Sie blieben unerbittlich.

„Das ist unsere Empfehlung an die Rentenversicherung und Sie können sich ja überlegen, ob Sie weiterhin deren Unterstützung in Anspruch nehmen möchten oder nicht.“

Ich fing beinahe an zu weinen. Er hatte so viele Stärken. Warum spielte das keine Rolle? Warum musste er nun unglücklich werden, verdammt dazu, einen Job zu machen, den er jetzt schon hasste? Wieder fiel mir die Reha ein. War auch dieses ein weiteres System, das gar nicht uns diente, sondern unserer Kategorisierung? Ging es gar nicht darum, festzustellen, was wir konnten, sondern darum, festzustellen, welcher Ziffer wir am besten zugeordnet werden könnten? Während ich meinen eigenen Gedanken nachhing, bemerkte ich, wie neben mir die Kosmetikerin große Mühe hatte, ihre Tränen zurückzuhalten. Ich hatte nicht genau zugehört, doch es war

etwas mit Büro. Wochenlang hatte sie uns erzählt, wie sehr sie es liebte, dass sie als Kosmetikerin nicht am PC arbeiten musste und so viel Kontakt zu verschiedensten Menschen hatte. Hatten sie denn nie unseren Pausengesprächen zugehört? Ebenso gut hätte sie auch am ersten Tag ein beliebiges Los aus einer Kiste ziehen können. Dieses Urteil hatte überhaupt nichts mit ihr zu tun.

Nun war ich an der Reihe. Ich war überfordert. Ich wusste nicht, wie ich gucken sollte. Meine Hoffnung, dass mir das jetzt etwas bringen würde, war verflogen. Doch ich wusste auch, dass diese beiden Frauen ihren Job sehr ernst nahmen und ihr Bestes gaben. Ich konnte sie ja nicht dafür bestrafen, dass ich einmal wieder das System falsch verstanden hatte. Ich versuchte also, sie anzulächeln und einen Raum in mir zu finden, von dem aus ich vorurteilsfrei zuhören könnte.

„Zunächst einmal, Frau Ben Ayari, sind wir uns einig, dass Sie nicht arbeitsfähig sind und es wahrscheinlich noch eine lange Zeit nicht sein werden. Das ist das Ergebnis unserer Feststellung, die wir so an die Rentenversicherung übertragen werden.“

Dann lächelte sie und sagte: „Abseits jedoch von den formalen Begebenheiten sind wir sehr angetan von Ihrer Kreativität und empfehlen Ihnen dann später einen Job in der Werbebranche.“

Nun war mein Lächeln ehrlich. In meinem Kopf explodierte lautes Gelächter, das ich gerade noch so in ein Lächeln umleiten konnte.

„Danke“, glückte ich mehr, als dass ich es noch deutlich aussprechen konnte.

Ich beruhigte mich so halbwegs, um den abschließenden Fragebogen auszufüllen. Ich konnte ihnen fast überall Bestnoten geben, denn ich wurde nur gefragt, ob die beiden Frauen das gegebene System gut umgesetzt hatten. Ich glaubte, das hatten sie. Ob das System passte, fragte keiner. Sie würden sich freuen und es war auch als Lob gemeint. Ich schrieb jedoch vorsichtig darunter, dass ich dachte, dass das System doch sehr stark auf feststehende Ausbildungsberufe festgelegt war und es doch noch eine Menge Alternativen gab, die vielleicht Lösungen sein

könnten. Dann verließ ich erleichtert den Ort.

Erst abends musste ich dann weinen. Ich war über jede meiner Grenzen gegangen auf der Suche nach differenzierten Antworten. Nun lösten sich nach und nach alle aufgebauten Spannungen und es fiel mir unendlich schwer, herauszufinden, welche Erkenntnisse ich denn nun so teuer bezahlt hatte.

„Ich werde ab jetzt ein Leben innerhalb meiner Grenzen leben“, versprach ich Kai und mein unterstützender Mann versuchte, so zu tun, als würde er mir glauben.